



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1937**

3 (1937)

---

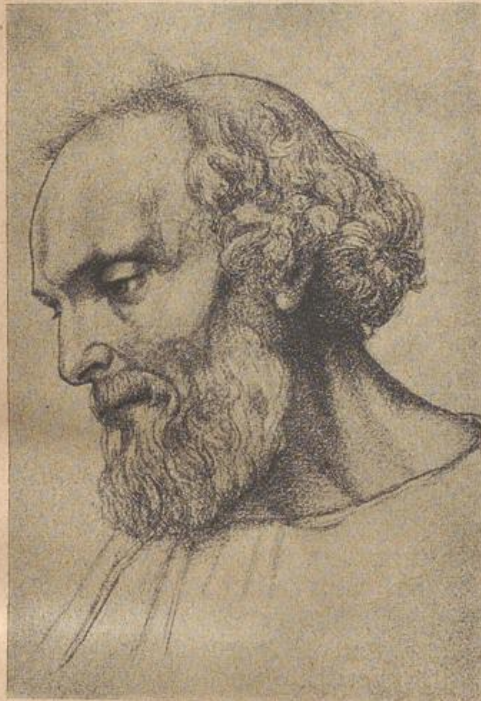
# Caritasblüten

Nr. 3

März

1937

## Verherrlichung des heiligen Joseph



HIERONYMI P.

BK

Als die Seele des heiligen Joseph den Leib verließ, trat sie keineswegs einem erzürnten Richter entgegen, sondern dem liebevollsten Vater der Barmherzigkeit, der schon seinen Engeln den Befehl gegeben hatte, sie mit allen Ehren hinzugeleiten an den Ort des Friedens, wo die Gerechten auf die Erlösung harrten. Der Himmel war ja noch verschlossen und kein Nachkomme Adams konnte in denselben eingehen, bevor Christus die Schuld Adams gesühnt und die Pforten des Paradieses wieder geöffnet hatte.

Hier waren die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes, David der Stammvater Christi, der Greis Simeon, Joachim und Anna, und nun kommt die Seele des heiligen Joseph zu ihnen! Wie mögen sich wohl alle um ihn gedrängt haben,

um ihn, dem der Ewige selbst Seinen eingeborenen Sohn anvertraut hatte, um ihn, der mit dem Ersehnten aller Nationen unter demselben Dach wohnte!

Der heilige Joseph macht sie bekannt mit den Geheimnissen der Geburt Jesu, der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, der Flucht nach Ägypten, dem verborgenen Leben zu Nazareth. Er schilderte ihnen den Sohn Gottes in Seiner Demut, Liebe, Güte, Sanftmut, Reinheit und Weisheit. Er erzählte ihnen von Seiner Armut, Seinem unvergleichlichen Gehorsam und wie Er, der Sohn des Allerhöchsten, in der Werkstätte zu Nazareth gleich einem einfachen Handwerker mit ihm arbeitete und so Seine arme, jungfräuliche Mutter mit der Frucht Seiner Arbeit ernährte. Bald werde Er das große Erlösungswerk vollenden.

Wie freuten sich da die Bewohner der Vorhölle! Schon sahen sie den Sieger von fern kommen und es war ihnen, als hörten sie schon aus dem Munde der jubelnden Engel das Hosanna und Alleluja von allen Seiten, und dieses Glück hatte ihnen der heilige Joseph gebracht, dessen Verherrlichung gleich nach seinem Hinscheiden begonnen.



Am Feste Christi Himmelfahrt aber zog der große Heilige sicher an der Spitze aller Gerechten mit Jesus in den Himmel ein. Ohne Zweifel ist sein Platz am nächsten beim Throne Mariens, seiner jungfräulichen Braut. Hier genießt er die ewigen Freuden und preist ohne Unterlaß die Erbarmungen Christi, seines göttlichen Pflege Sohnes.

Da ist er unser Fürsprecher, unser Sachwalter, wenn wir nur mit Vertrauen zu ihm eilen in all unsern Nöten und Anliegen.

Darum: Gehet zu Joseph!

3

## Beschwörung von Blitz und Ungewitter Don Schw. Amata

**S**iteaur. — Ngcobo zählte zur zweifelhaften Kunst der Kaffern-  
doktoren. Er verstand sich aber nicht nur auf die Heilung  
körperlicher Gebrechen und Krankheiten, sondern gebot selbst  
dem Himmel und seinen Einflüssen; er konnte regnen lassen;  
wann er wollte, und bamte den zündenden Blitzstrahl.

Begreiflich, daß so ein Held in erster Linie sein eigenes Heim gegen  
Blitz und Ungewitter zu sichern sucht. So ging er letztes Frühjahr, als  
die ersten Regen einsetzten — in Natal regnet es im Winter, d. h. Mitte  
Mai bis anfangs Oktober, fast nie —, auf den nahen Berg, holte sich  
dort ein geheimnisvolles Kraut, vermischte es grün mit dem Blute eines  
Tieres und besprengte damit in stiller Abendstunde seine Wohnhütte von  
innen und außen. Daß von Stunde an sein Kraal gegen Blitzstrahl  
absolut gesichert sei, war ihm so einleuchtend und stand so unzweifelhaft  
fest, daß er darauf Gift genommen hätte.

So saß er eines Tages mit drei seiner Kinder in der rauchgeschwärzten  
Hütte. Am fernen Horizont zog ein schweres Gewitter auf; doch was  
kümmerte ihn das? Er war ja versichert; kein Blitzstrahl konnte ihm  
und seiner Hütte nahen. — Der Himmel wird immer dunkler, Regen  
und Sturm setzt ein, — da, ein grell aufleuchtender Blitz, ein dröhnender  
Donnerschlag und des Zauberers Kraal ist getroffen. Zwei der  
Kinder sind sofort tot, das dritte wird vom Blitz aus der Hütte her-  
ausgeschleudert und kommt so mit dem Schrecken und einigen Brand-  
wunden davon. Ngcobo selbst wurde besinnungslos in eine Ecke ge-  
schleudert. Als er aufwacht, sieht er von seiner Hütte nichts mehr als  
einen rauchenden Schutthaufen. Die ganze Einrichtung, auch was er an  
Mais und Amabele (einer einheimischen Hirsefrucht) darin vorrätig  
hatte, war in Flammen aufgegangen. —

War er nun von seinem Aberglauben kuriert? Keine Spur; so was  
macht den Schwarzen in seinen alteingewurzelten Anschauungen nicht  
irre. Er war sich sofort klar, daß ihm das nur ein feindselig gesinnter  
Mensch angetan haben konnte. Sein Entschluß stand fest: das ange-  
wandte Zaubermittel mußte durch ein neues, kräftigeres ersetzt werden.

Am folgenden Morgen reinigte er zuerst sich, sowie seine Weiber und  
Kinder und den ganzen Wohnplatz, die ja alle verunreinigt, wie vom  
Fluche des Himmels getroffen waren, durch eine eigene Zeremonie, und  
suchte dann einen fremden, berühmten Wetterdokter auf. Er traf ihn  
leider nicht zu Hause an, begab sich aber von dort zu einer großen  
Wahrsagerin. Diese mußte ihm sagen, welcher bösgesinnter Mensch jenen  
Blitzstrahl gerade auf seine Hütte herabgelenkt habe. Die alte Hege tat,  
als frage sie die amadhlozi, die Geister der Vorfahren, und erklärte



dann mit großer Bestimmtheit, der Bruder Ngcobos, mit dem jener jahrelang friedlich zusammengelebt, der aber später in einiger Entfernung ein eigenes Heim gegründet hatte, sei der Feind und Übeltäter. Die Aussage fand natürlich Glauben, und Haß und Zwietracht hörten nicht mehr auf.

Nach einigen Tagen erschien der gesuchte Wetterdokter auf dem Plan. Er erklärte, vor allem müsse ein Opfer dargebracht werden. In Ermangelung eines Ochsen begnügte er sich mit einer Ziege. Das Blut wird sorgfältig aufgefangen und mit Asche vermischt, die man aus der Rinde eines ganz bestimmten Baumes gewonnen hatte. Mit dieser geheimnisvollen Mischung mußten sich alle einreiben. Darauf wurden einzelnen, um die Wirkung zu erhöhen, am Leibe verschiedene Schnitwunden beigebracht, das hervorquellende Blut mit kleinen Scherben aufgefangen und in das noch vorhandene Zaubermittel getan. — Um den Kraal gegen ferneren Blitzschaden zu sichern, wurden kleine Stäbchen hergerichtet, in die Zaubermedizin getaucht und zuletzt rings um die Wohnstätte in den Boden gesteckt. Der Rest aber kam hinauf auf die nächste Bergspitze, um von dieser Höhe aus schon von ferne jeden Blitzstrahl abzulenken und unschädlich zu machen.

Der Wetterdokter bekam seinen wohlgemessenen Lohn und trollte nach Haus. Ngcobo aber hat sich einen Rest des Wundermittels aufbewahrt. Damit besprengt er allabendlich den Kraal und all seine Bewohner und überläßt sich dann getrost der nächtlichen Ruhe.

Wozu diese häufigen Berichte von kaffrischem Aberglauben? Um unsern geehrten Lesern zu zeigen, mit welchen Leuten es unsere Priester und Missionare zu tun haben. Da heißt es, beten und beten lassen, daß Gottes Geist die Herzen erleuchte und für die Wahrheit des Christentums empfänglich mache. Menschliche Wirksamkeit allein reicht da nicht aus.



## Ein Bischof als Ministrant

Es war im Jahre 1888, als Leo XIII. sein 50jähriges Priesterjubiläum feierte. Bei einem Altar der Peterskirche trafen sich zwei Geistliche; der eine war ein Kanonikus von St. Peter, der andere ein italienischer Bischof, der nach Rom gekommen war, um an der Jubelfeier teilzunehmen. Der Kanonikus schickte sich an, die heilige Messe zu lesen, mußte aber auf seinen Ministranten warten. Er wurde ein wenig ungeduldig und sah sich mehrmals vergebens nach dem Ministranten um. Der Bischof merkte die Verlegenheit des Kanonikus und bot sich ihm als Ministranten an. „Das kann ich nicht annehmen“, sagte der Kanonikus, „ein Bischof kann doch nicht als Ministrant fungieren!“ „Warum nicht,“ entgegnete der Bischof, „ich verstehe schon zu ministrieren.“ „Das glaube ich schon, Ew. Gnaden, aber ich würde dadurch zu sehr beschämt!“ „Beruhigen Sie sich, Monsignore,“ sagte der Bischof, „gehen Sie zum Altare, fangen Sie an“, und kniete sogleich an den Altarstufen nieder, so daß dem Kanonikus nichts anders übrig blieb, als die heilige Handlung zu beginnen. Nach beendigter Messe bedankte sich der Kanonikus bei seinem bischöflichen Ministranten. Der Name des Kanonikus ist Radini-Tedeschi. Der Ministrant aber, der damals Bischof von Mantua war, führte nachher einen andern Namen; es war — Pius X.





PHOTO ARCHIV

Sitzend: Schwester M. Vincentia Becker (Krankenpflege)  
 Stehend: Schwester M. Genella Gasper (Schule)

## Aus dem Mutterhaus

Am 17. Dezember schifften sich wieder zwei unserer jungen Missionarinnen auf einem deutschen Dampfer nach Afrika ein. In Antwerpen verließen sie die europäische Scholle, um in Kapstadt, am Kap der Guten Hoffnung, das schwimmende Haus zu verlassen und die weite Reise ins Innenland nach Bulawajo anzutreten. Bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, haben unsere lieben Reisenden mit Gottes Hilfe ihr Ziel erreicht. Gott segne sie und ihren neuen Wirkungskreis.



## Der südafrikan. heidnische Neger als Landwirt

**K**ann ihm leider kein großes Lob spenden, dem Durchschnitts-neger, was landwirtschaftliche Kultur anbelangt. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es wohl, allein sie bleiben eben Ausnahmen. Gewiß, der Landwirt ist in erster Linie vom Segen Gottes abhängig, viel mehr als der Handwerker und der Kaufmann; bei ihm heißt es buchstäblich: „Wenn Gott nicht will, steht alles still“; allein deswegen tut er doch alles, was in seinen Kräften steht, um eine gute Ernte zu erzielen. Er schaut auf eine sorgfältige Bearbeitung des Ackerfeldes, auf Zufuhr von Dünger, auf die Fernhaltung und Beseitigung des Unkrautes usw. Dies alles tut der Neger entweder gar nicht, oder nur in sehr mangelhafter Weise, und zwar ob- schon er hierin das gute Beispiel des europäischen Farmers seit Jahren vor Augen hat.



Den Küstenstrichen entlang, wo niemals ein Frostwetter einfällt und daher aber auch kein Unkraut erfriert, sondern Sommer und Winter hindurch fortwuchert, pflügt der fleißige Farmer sein Feld zweimal. Das erstemal wenige Wochen nach der Ernte, kurz vor Beginn des Winters, das zweitemal im Frühjahr, unmittelbar vor der Aussaat. So etwas nachzuahmen fällt dem Neger gar nicht ein, er sät vielmehr, noch bevor er eine Furche gezogen hat. Ist nämlich die Zeit zur Aussaat gekommen, so legt er auf seinem vorjährigen Ackerfelde einfach ein Feuer an! Dies frißt Stoppeln und Unkraut weg, wie sich's eben gerade trifft; so macht er die Aussaat, d. h. er streut seinen Mais oder seine Umabele (afrikanische Hirsenfrucht) einfach auf das trockene Erdreich, und dann erst wird der Same untergepflügt. Doch frage nach keinem wie! Die Ochsen sind meist wild, der Schwarze ebenfalls hitzig und des Pflügens unkundig, desgleichen die Treiber — der Pflug läßt auch zu wünschen übrig, und so wird die eine Furche tief, die andere seicht, hier springt der Pflug aus dem Erdreich und greift erst nach so und so viel Schritt wieder ein, kurz, so und so viel Ackerland wird gar nicht oder nur halb gewendet; hier bleibt der Same offen liegen und dort kommt er einen halben Schuh tief unter den Boden, zumal da der Neger sein Feld nicht eggt, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Egge hat. Die Folge liegt auf der Hand: kommt der Same zum Keimen, so fehlt dem einen Pflänzchen das nötige Erdreich, während sich ein anderes nur mühsam durch die Schollen durcharbeitet. Das eine Samenkorn geht früher auf, das andere später, ein drittes kommt gar nicht, während ein viertes unter der afrikanischen Sonnenhitze schon wieder verwelkt, nachdem es kaum aus dem Boden gekommen.

Der Europäer jätet auf dem Maisfeld hierzulande wenigstens zweimal; das erstemal, wenn die aufgehende Saat etwa eine Handbreite hoch ist, das zweitemal, wenn sie in die Halme schießt. So verlangt es das Klima, denn zur Sommerzeit, wenn die vielen Regen kommen, wächst einem das Unkraut sozusagen unter der Hacke nach, und greift man nicht rechtzeitig ein, so kommt der Mais nur kümmerlich in die Höhe. Dies alles weiß der Eingeborene recht gut, er sieht auch, wie fleißig sein weißer Nachbar am Jäten ist, doch ihn kümmert es nicht. Er macht es einfach, wie sein Vater und Großvater auch getan, d. h. er wartet, bis das ganze Ackerfeld voll von Unkraut ist. Vorher einzugreifen hält er gar nicht der Mühe wert. Er will nur „einmal“ die Arbeit damit haben und dann möglichst schnell damit fertig sein. Deshalb ladet er seine Nachbarn und Bierfreunde zum gemeinsamen Jäten ein. Diese kommen auch, denn nach ein paar Tagen haben sie sich ihrerseits der gleichen nachbarlichen Aushilfe zu erfreuen. Vor Beginn der Arbeit setzt man sich zusammen und spricht fleißig dem Utschwalakrüge zu; denn woher soll man denn eine Kraft nehmen, wenn man nichts im Leibe hat? Schüchtern und spröde zeigt sich der Neger an fremdem Tische schon gar nicht. Ist die ganze Gesellschaft schon ziemlich angeheitert, dann bricht man auf zur Arbeit. Nun geht's aber los! Der Eigentümer darf buchstäblich froh sein, wenn ihm die übereifrigen Gehilfen nicht „das Unkraut samt dem Weizen“ ausreißen. Alle Ermahnungen zu einer ruhigen, soliden Arbeit sind da fruchtlos. Der große Haufen hat nur ein Verlangen, mit der lästigen Arbeit möglichst bald fertig zu sein.

Zu verwundern bleibt nur, daß der Schwarze bei solchem Schlen-



drian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein Verdienst ist es wahrlich nicht. Ist die Frucht eingeheimst, so fällt es ihm gar nicht ein, seinem ausgefaugten Feld durch Zufuhr von Dünger wieder aufzuhelfen. So was gibt es bei ihm einfach gar nicht. Will der Weiße bei ihm Dünger haben, so überläßt er ihm um einen Schilling (Mark) eine ganze Fuhre, zuweilen tragen Mädchen und Frauen in Körben trockenen Kuhmist zu unserm Store und tauschen irgendeine Kleinigkeit dafür ein. Auf's eigene Feld kommt nichts. Im Notfalle brechen sie wieder neuen, jungfräulichen Boden um, denn bei der verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung ist ja das Land groß genug.

Den gewonnenen Erntevorrat bewahrt der Neger zuletzt in seiner Sibaza (Biehkraal) in wohlgeschlossenen Gruben auf, d. h. nicht ganz, sondern nur in einer Quantität, von der er glaubt, sie dürste für ihn und die übrigen Kraalinsassen bis zum nächsten Sommer ausreichen. (Umbalele wird fast ausschließlich zur Bereitung von Kaffernbier verwendet.) Den Rest verkauft er, und zwar sofort nach der Ernte, obgleich um diese Zeit das Getreide am niedrigsten im Preise steht. Kommt dann im Frühjahr wieder die Zeit zur Aussaat, so fehlt es ihm an nötigen Saatkorn, und muß er nun um den doppelten und dreifachen Preis vom Weißen das wiederkaufen, was er vor einem halben Jahr zu Schleuderpreisen gleichsam weggeworfen hat. Ist das folgende Jahr ein Mißjahr, so hat er einfach nichts und muß am Hungertuche nagen. Von einer klugen Einteilung und Verwendung der alten Vorräte keine Spur. Und das traurigste an der Sache ist, daß er hierin durch Schaden niemals klug wird. Solche „Rechenkünste“ mögen die abelungen (Weißen) versuchen, er zerbricht sich da nicht lange den Kopf; er will fröhlich und ungeniert genießen, solange er etwas hat; für die Zukunft läßt er Gott im Himmel sorgen.

R.

3

## Ngonji

Congo-Mission, Äquator-Gebiet, Pater G. W.

(Fortsetzung und Schluß)

**N**ach konnte es beinahe nicht glauben, aber als meine Sturmlaterne aufleuchtete und ich Ngonjis Gesicht sah, schwand aller Zweifel. Ich sah sein freundliches Lachen, seine eigenartigen Augen schielten nicht mehr auf die Seite, sondern staunten mich ausdrucksvoll und zärtlich an, wie es nur die Batuas kennen. Ich war glücklich, denn Ngonji, der mir soviel Leid verursacht hatte, war gewonnen. Er näherte sich mir und ließ mich seinen Krauskopf aufs neue streicheln; er war so froh und lachte, daß sein Mund beinahe bis an die Ohren reichte. Von diesem Tag an ist er auf dem guten Pfad geblieben, natürlich war er überall als der erste voran, ein kühner Sprecher, ein Advokat für seine Kameraden, aber doch ein braver Junge mit den nötigen Bubenstreichen. Er hatte auch immer das erste Wort, und selbst die Ältesten lauschten nach seinem Befehl. Einen Monat vor den Ferien hatten die Schwestern neue Sonntagsanzüge angefertigt, und die Jungens waren recht stolz auf ihre neue Uniform. Die Ferien kamen, und wir fürchteten, daß wenige zurückkehrten und daß es klüger sei, daß die Jungens ihre Sonntagsanzüge hier lassen bis zu ihrer Rückkehr. Die Schwester teilte ihnen dieses am Vorabend vor der Abreise mit, aber da gab es sofort Spektakel, wie wir übrigens auch erwartet hatten. Am



nächsten Morgen sagte ich es selbst den Jungens, aber mit demselben Mißerfolg. Ein allgemeiner Protest war die Antwort. Ich sagte: „Nicht alle zu gleicher Zeit sprechen; einer führe das Wort.“ Da riefen sie wie aus einer Kehle: „Ngonji, Ngonji“, und der Zwerg trat hervor. Seine Rede war kurz und deutlich.

„Fafa“, begann er, „es ist nicht gut, daß wir mit unsern verschliffenen Kleidern nach Hause gehen; was werden unsere Dorfbewohner von uns sagen, sie werden uns auslachen: ‚Siehe, jetzt seid ihr zur Mission gegangen zu den Weißen, und ihr bekommt keine Kleider‘, und die anderen Jungens werden uns auch auslachen. Komm, Fafa, laß uns mit den neuen Kleidern nach Hause gehen, dann werden sie uns nicht auslachen, und die Jungens werden eifersüchtig werden und auch zur Mission gehen wollen.“

Alles hatte geschwiegen, während Ngonji sprach. Und, da er seine Rede vollendet hatte, riefen sie alle mit Mund, Händen und Füßen: „Bravo!“ Ngonji lachte zufrieden und dachte, alles gewonnen zu haben. Die Schwester und ich jedoch, wir zögerten und dachten darüber nach. Innerlich gab ich ihm kein Unrecht, aber die Kleider haben viel Geld gekostet, und wenn sie dieselben mitnehmen, dann wird nach den Ferien nicht viel mehr davon übrig sein, und dann — wo das Geld hernehmen für neue Kleider? Ein Problem, das uns immer viele Sorge macht. Ich wechselte eben mit der Schwester ein paar Worte, denn sie hatte die Kleider gemacht und viele Tage daran gearbeitet; aber sie gab sofort zu und sagte: „Ja, gewiß, es ist sehr viel Geld, aber wir wollen auf die göttliche Vorsehung vertrauen!“ Mit großer Spannung warteten die 80 Kerlchen auf unsere Antwort.

„Gut,“ rief ich dann, „ihr dürft die Anzüge mit nach Hause nehmen, aber ihr müßt unserm Herrgott und mir alle versprechen, daß ihr nach den Ferien zurückkommt. Verstanden?“

„Ja, das tun wir!“

Die Ferien waren rasch vorüber, und die Jungens waren zeitig zurück, aber Ngonji war nicht dabei. Wir warteten eine Woche, aber er war nicht zu sehen. Durch Erfahrung klüger geworden, schrieb ich einige Briefe an die Oberhäupter der Nkundo-Dörfer und sandte einen Boten mit diesen Briefen weg. Ich machte ihnen bekannt, daß die Schulzeit wieder angefangen habe und teilte ihnen die Namen der noch abwesenden Schüler mit. Auch schrieb ich, daß es wohl Sache der Jungens sei, ob sie zurückkommen wollen oder nicht, aber daß sie im letzten Falle wenigstens ihre Kleider zurückschicken müssen. Der Bote, stolz auf diesen Auftrag, steckte seine Briefe in einen gespaltenen Stock, damit jeder Vorübergehende sie sehen konnte, und ging auf Trab. Zehn Tage später hörten wir abends ein großes Geschrei. Ein solcher Lärm hört sich ganz unheimlich an. Wurde gefochten, oder wurden Männer auf der Jagd von einem Leopard überfallen? Soll ich hinlaufen, weil vielleicht Menschenleben in Gefahr sind? Wir zweifelten, denn es war kein Rufen um Hilfe, sondern eher das Geschrei von marschierenden Negeren. Aus dem Urwald hallte das Geschrei wider. Ich stand auf, lief hinaus, um es besser zu hören und um zu fragen, was dort los sei. Da fiel mir ein, daß es meine Batuas-Männchen sein könnten. Der Lärm kam immer näher, wurde deutlicher, und das Volk unserer Mission lief zusammen. Nun hörte ich überall rufen; die wilde Natur der Neger kam wieder zum Durchbruch. Noch ein paar Minuten, und der Lärm



beherrschte das offene Feld. Ja, unsere Batuas kamen angezogen. Schnell meine Sturmlaterne angesteckt und dann heraus, ihnen entgegen! Beim matten Schein der Lampe sah ich einen Haufen Zwerge wie Gespenster, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, mit Messer und Lanze.

Raum hatten sie mich bemerkt, da fingen sie an zu schreien, zu rufen und zu springen: „Fafa, bist du da, sei begrüßt!“

„Ja, und ihr auch? Warum seid ihr so spät gekommen?“

„Ja, Fafa“, rief Ngonji, denn er war dabei, „wir haben gewartet, bis du jemand schicktest, der uns holt...“

Ja, einige hatten fünf Tage lang zu laufen bis zur Mission, und ich konnte es ihnen nicht übelnehmen, wenn sie die Zeit nicht so genau wußten. Alle waren zurückgekommen bis auf fünf. Ich war froh, daß die meisten ihr Versprechen gehalten haben und auch noch einige neue mitbrachten. So konnten wir das neue Trimester mit frischem Mut beginnen.

Von jetzt an ist Ngonji sehr gut geblieben, insoweit man dieses von einem Buschkind erwarten kann. Er ist ein Muster der Arbeitsamkeit — in der Schule, im Probegarten und nicht weniger im Religionsunterricht. Um ihn zu belohnen, habe ich ihn zum „kapita“, Meister, seiner Gruppe gemacht, mit der er im Schulgarten arbeitet. Ngonji ist da Sämann geworden, aber er streut die gute Saat auch durch sein Beispiel aus.

Als Ngonji hörte, daß ich nach Coquilhatville gehe, um bei der Ankunft des Bischofs gegenwärtig zu sein, fragte er mich ganz unerwartet: „Fafa, darf ich mit dir gehen?“ „Du kleiner Taugenichts, wie kommst du dazu?“ Doch dachte ich über diesen Vorschlag nach... Das wäre so etwas, so ungefähr fünf Buschmännchen mitzunehmen, die in ihrem Leben noch nichts anderes gesehen haben als Wald und wieder Wald, — nach Coquilhatville, der großen Stadt, wo soviel Weiße wohnen, wo soviel Autos rollen, wo soviel Schiffe kommen, ja sogar Flugmaschinen! Diese Stadt ist in den Augen dieser schwarzen Zwerge ein Bild von der Größe und Macht der Weißen. Wir suchten die sieben Bravsten unter ihnen aus, Ngonji als Nummer eins. Sie bekamen einen neuen Anzug, um zur Stadt zu gehen, ein Köfferchen mit Proviant und ihre Schlafmatte. Das Missionsboot sollte in der Nacht abfahren und darum ließ ich sie abends noch zu mir kommen, um ihnen noch weise Ratsschläge zu geben für die Überfahrt und den Aufenthalt in Coquilhatville. Aber zu meiner großen Verwunderung waren sie alle geflüchtet... in den Wald. Sie waren bange geworden und fürchteten, daß ich sie in Coquilhatville zurücklasse, weit von Vater und Mutter. Die angeborene Furcht vor den Weißen und all das Unbekannte hatte sie zur Flucht getrieben. Ich ließ dann andere rufen; vier, die bereits getauft waren und mehr Mut und Vertrauen hatten, sollten es wagen, mitzugehen.

Wir brachen nachts auf, aber ich mußte sie an der Hand führen, sonst wären sie weggelaufen. Ich rief noch einmal: „Ngonji, Ngonji!“ Aber die Antwort war: „In den Wald geflüchtet!“ Im Schiff selbst waren sie sehr bang und still; sie krochen zusammen, um stärker zu sein gegen die Gefahr, die sie fürchteten. Sie wagten es nicht, zu sprechen, und ich mußte alles aufbieten, ihnen Mut einzuflößen. In Coquilhatville war es dasselbe. Als sie jedoch noch einen Abstecher nach unserer Mission in Bamania machen durften, kam Leben in die Gruppe. Nach einigen Tagen war die Angst vorüber. Mutter M. Nivarda be-



handelte sie mit so viel Liebe, daß sie sich bald zu Hause fühlten in Bamania; sie konnten sich satt essen, herumlaufen und volle Freiheit genießen.

Diese haben nun auch Coquilhatville gesehen, den jubelnden Einzug des Bischofs mitgemacht, so viel Schönes angeschaut: Häuser, Schiffe, Autos usw. Überall haben sie sich fast die Augen ausgeschaut. . . Als man die Heimreise antrat, wollten sie, da ich noch zurückbleiben mußte, nicht mit. Ihr Tafa war nicht da, — und was könnte nun nicht alles passieren? Die Angst tauchte wieder auf. Sie kamen aber doch glücklich zu Hause wieder an. Da gab es ein Erzählen! Alle saßen stundenlang um das Holzfeuerchen herum. Groß und klein, alt und jung, alle lauschten mit großer Spannung und voll Bewunderung auf die großartigen Erzählungen vom Leben und Treiben der Weißen. Und Ngonji, der Bangerich, der sonst überall der erste war, hatte große Reue und wurde eifersüchtig. Er und die ganze Zuhörerschaft mußten alles wissen, ob sie auch Fleisch, Fisch und Erdnüsse bekamen, ob die Weißen ihnen nichts Böses angetan haben, ob sie vor ihnen nicht ausgelacht oder verspottet und beschimpft wurden, ob Coquilhatville weit entfernt liegt, ob der Rukistrom dort besser sei, als hier, und tausend andere Dinge mehr, an die wir gar nicht denken würden.

Ngonji hatte nicht nur Reue, sondern er war über sich selbst böse, daß er so zaghaft war und dadurch bei den andern viel von seiner Autorität verlor. Er bedarf noch der Gebetshilfe, bis die Gnade in sein Herz eindringen kann.

Später erfahren unsere lieben Leser wieder etwas von unserm Ngonji.



## Die Mutter der Schmerzen auf dem Kreuzwege

Schwer beladen mit dem Kreuze schleppt der Herr sich durch die Straßen  
Von der Stadt Jerusalem. — Alle hatten ihn verlassen —  
Nur der Pharisäer Kotte, feige Knechte, wilde Horden  
Bilden unsers Herren Geleit. Heute wollen sie ihn morden!  
Heut wird ihre Wut gestillt.

Sieh, da drängt sich durch den Pöbel Jesu Mutter voll Verlangen,  
Ihren teuren Sohn zu seh'n. Welche Sehnsucht, welches Bangen,  
Welches Leid durchwühlt dies Herz — dieser Mutter ohnegleichen,  
Wie kann sie zu dieser Stunde ihren liebsten Sohn erreichen?  
Wird der Sehnsucht Schmerz gestillt?

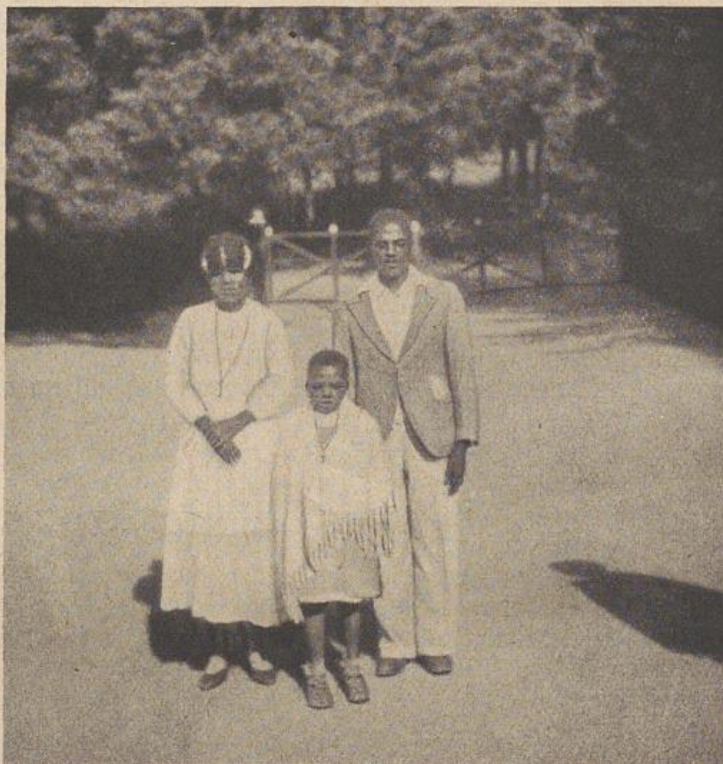
Ah, da wankt er, schwer beladen, ganz entstellt, bedeckt mit Wunden,  
Doch sein blutgetränktes Auge hat der Mutter Aug' gefunden; —  
Wie kämpft Liebe mit dem Schmerze — einer Mutter — eines Sohnes —  
Der verspottet und zerschlagen als ein Opfer bitt'ren Hohnes  
Seinem Tod entgegengeht!

Mutterauge, das durchschauet ihres Sohnes Herzenstiefe,  
Dessen hehres, mildes Antlitz ganz von Blut und Tränen triefet!  
Worte können es nicht stammeln, was die süßen Blicke sagen:  
„Meine Mutter!“ „O mein Sohn!“ — Tiefes Schweigen — doch kein Klagen  
Diesem heil'gen Schmerz entweht!

m. s.



**S**immelberg. — Eines Tages machte ich mit meinen Schulkindern einen Spaziergang in einen nahen Wald. Der großen Hitze wegen hatte ich nur die Sandalen an. Da fühlte ich plötzlich etwas Kaltes über den Fuß ziehen. Wie ich hinschaue, erblicke ich eine große Schlange, behalte jedoch soviel Geistesgegenwart, daß ich ruhig stehen bleibe und warte, bis das gefährliche Reptil mit seiner ganzen Länge vorbeigeschliffen ist. Hätte ich mich gerührt, so hätte ich höchstwahrscheinlich einen gefährlichen Biß erhalten. Auf einen



Katholische Familie. Assisi, Natal.

PHOTO ARCHIV

Wink waren alle Kinder beisammen, und nun mußte das arme Tier, trotz der Großmut, die es an mir geübt hatte, rasch das Leben lassen.

Ein andermal hatte ich zu Hause die Zimmertür offenstehen lassen und wollte eben für eine neuangekommene Schwester eine kleine Erfrischung hineinbringen; da sehe ich mit Schrecken, wie eine Schlange gerade vor mir ins Zimmer schleicht und sich hinter einem Schranke verbirgt. Ich habe in solchen Fällen wenig Mut; ein Tier umzubringen, das größer ist als eine Maus, bringe ich kaum fertig. Ich rief daher um Hilfe; sie kam, und nun wurde dem frechen Eindringling erbarmungslos der Schädel eingeschlagen.

Einmal entdeckte ich sogar in einem Hühnerneft eine Schlange. Ahnungslos wollte ich eben ins Nest hineingreifen, als ich eben noch



sah, daß darin eine eng zusammengerollte Schlange lag. Sie blieb ruhig liegen, bis unsere Schulknaben herbeikamen, die sie unter großem Lärm und Spektakel heraustrieben und totschlugen.

Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Schlangen Eier fressen, große Hühnereier, und zwar ganz, ohne die Schale irgendwie zu beschädigen. Es fehlte uns nämlich hier in Himmelberg ein Hühnerstall, und die Hennen, die wir hielten, wählten sich ihre Plätzchen zum Eierlegen nach Belieben. Bald merkten wir, daß Eier abhanden kamen. Man hatte zunächst einige Schwarze im Verdacht des Diebstahls, namentlich aber unsern guten alten Pudel, dem so ein „falscher Argwohn und freventliches Urteil“ fast das Leben gekostet hätte. Klüger war Justina, eines unserer sogenannten Trostweiber. Sie erklärte rundweg, die Eier fehle niemand anderer als die Schlangen. Letzteres jedoch konnte ich einfach nicht glauben. Doch siehe, da kommt Justina eines Tages eilends zu mir gerannt mit der Bitte, ihr zu folgen. Hastig eilte sie mir voraus und führte mich zum Nest einer Truthenne. Wie staunte ich nun, dort eine schlafende Schlange zu finden, die ein ganzes Ei im Halse stecken hatte. Die Truthenne selbst saß ruhig nebenan auf den übrigen Eiern. Auch die Schlange rührte sich nicht und ließ sich ruhig totschlagen. Hierauf öffneten unsere Knaben das erschlagene Reptil, nahmen das Ei mit großer Vorsicht heraus und hielten es mir triumphierend entgegen. Es war noch beinahe unverletzt, nur auf einer Seite hatte die Schale einen kleinen Sprung erhalten.

Die höchste Überraschung in Schlangenabenteuern hatte ich aber, als mir eines Morgens die Schwester Köchin eine gebratene Schlange zum Frühstück servierte. Am Abend vorher war es kalt und regnerisch gewesen, und da war eine Schlange unbemerkt unter den Herd gekrochen. Die Schwester aber hatte ahnungslos einen heißen Deckel auf die Schlange gelegt und fand sie am nächsten Morgen kunstgerecht gebraten. —

Übrigens haben wir allen Grund, Gott und unserm Schutzengel von Herzen zu danken, daß sie uns bisher in allen diesen Gefahren so treu und wunderbar beschützt haben.

Schw. M. S.

## Rhodesia

**A**us St. Benedikt's, Rhodesia, schreibt unsere liebe Schwester Kocha: Kurz etwas über eine meiner Missionsreisen. Morgens 5 Uhr trat ich in Begleitung einiger Kinder den Marsch an. Es war ein schöner, kühler Morgen, aber die Taupfropfen im Gras waren so groß, daß ich schon nach kurzer Zeit bis an die Knie naß war. Man kann hier in den Bergen, Felsen, Sümpfen und Flüssen nicht leicht fahren und auch ist unser Wagen daran, vor Altersschwäche jeden Augenblick zusammenzubrechen. Ich hatte freilich auf Wunsch des hochwürdigen Vater Ebner einen Esel bei mir. Aber der macht öfters feine Streiche und fürchtet sich vor jedem Fließchen. So dachte ich, ist es besser, daß wir beide erst müde werden. Später, als wir dann die meisten kleinen Flüsse durchschritten hatten und auf einen Fahrweg kamen, mußte unser Kii seine Dienste tun, und auf des Esels Rücken waren meine nassen Kleider in der Morgensonne bald wieder trocken.

Endlich gegen 9 $\frac{1}{2}$  Uhr kamen wir bei unserer Schule St. Johannes an. Alles kam herbeigeläufen, groß und klein, Alte mit grauen Haaren



und die Kleinen, die kaum laufen konnten. Da hieß es nun: „Morrow Sifita“, d. h. „Guten Morgen, Schwester!“ Ich erteilte dann Unterricht in den verschiedenen Fächern, besuchte die Kranken, gab dem Lehrer Anweisungen und nach einer Tasse schwarzen Tee und einem Butterbrot wurde der Esel wieder gesattelt und nach einer andern Schule „St. Benedikt“ aufgebrochen.

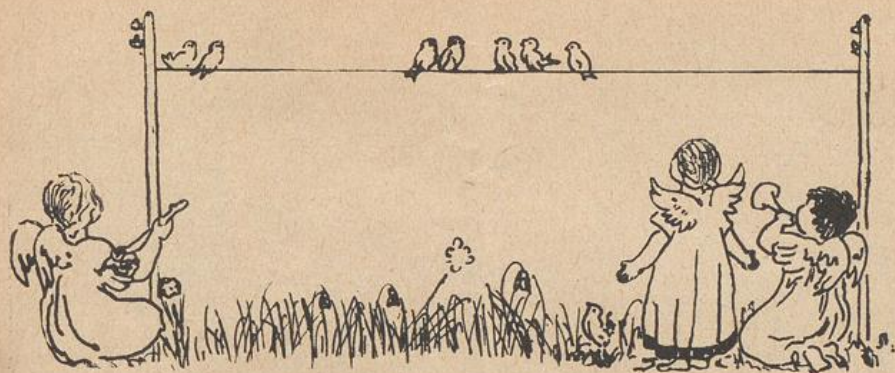
Wir erreichten dieselbe glücklich abends gegen 5 Uhr. Die Leute waren noch im Feld am Säen. Ich ging in die einzelnen Hütten, zu sehen, ob Kranke da seien. Eine Schar Kinder begleitete mich von Hütte zu Hütte. In einer derselben war eine alte Frau, die dem Eingeborenen-Bier zuviel zugesprochen hatte. Als ich in die Hütte trat, lief sie hinaus und rief aus Leibeskräften, daß es in den Bergen nur so widerhallte, ein über das andere Mal: „Sifita ari mumba ma Philip“, d. h. „Die Schwester ist im Haus des Philip.“ Sicherlich war noch nie eine Schwester dort gewesen, weil die Alte sich so darüber wunderte. Bald kamen dann auch die Leute aus dem Feld und es gab wieder ein Begrüßen wie am Morgen bei der andern Schule. Immer noch „Morrow Sifita!“ „Guten Morgen, Schwester!“ Die Eingeborenen grüßen nämlich uns mit demselben Gruß, ob es nun Morgen oder spät am Abend ist. Nachdem dann die Leute gegessen, kamen sie zur Schule zum Unterricht. Bei einer alten Lampe ohne Zylinder lernten sie bis 10 Uhr abends. Morgens müssen sie hinaus auf die Felder, sonst fressen die vielen Affen alles Getreide auf. Recht ermüdet und erhitzt suchte ich für die Nacht ein Ruheplätzchen in der Schule, welche ja auch als Kirche dienen muß; am Fuße des aus Erde gemachten Altars ließ ich mich nieder. Ich schlief also an derselben Stelle, wo vor wenigen Tagen der Priester gestanden und das heilige Meßopfer gefeiert hatte. Dieser Gedanke hilft leicht über den harten Boden hinweg. Unsere „Kii“ hatten wir draußen am Baum angebunden; doch dem war es zu einsam, er fürchtete sich in der Nacht und schrie darum öfters aus Leibeskräften. Weil vor kurzem ein Löwe dort gesehen worden war, schaute ich öfters hinaus, ob alles noch sicher sei. Gott sei Dank! ließ sich der Herr Löwe nicht sehen.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, wurde mit einem alten Stück Eisen geläutet, und die Leute kamen zum Morgengebet. Dann gab ich den Kindern nochmals Unterricht, während die alten Leuten ihre Felder hüteten. Mit dem Unterricht im Lesen und Schreiben hat es auch seine Schwierigkeit. Die Leute sind arm und haben kein Geld, sich Bücher und Tafeln zu kaufen, und auch für die arme Mission ist es unmöglich, genügend Tafeln und Lesebücher zu liefern. Es bleibt einem öfters nichts übrig, als die Kinder mit einem Stöckchen auf den Boden schreiben zu lassen. Gegen 9 Uhr wanderte die Jugend nach Hause und auch ich machte mich auf den Heimweg.

## Denkspruch

Wer gar nicht vor Gott knien kann und nicht vor Gottes Sohne,  
Der ist ein armer, armer Mann, hätt' er auch Land und Krone.  
Einst winkt des Lebens Abendstern im Schein der Sterbelichter:  
Wer heut nicht zittert vor dem Herrn, wird zittern vor dem Richter.





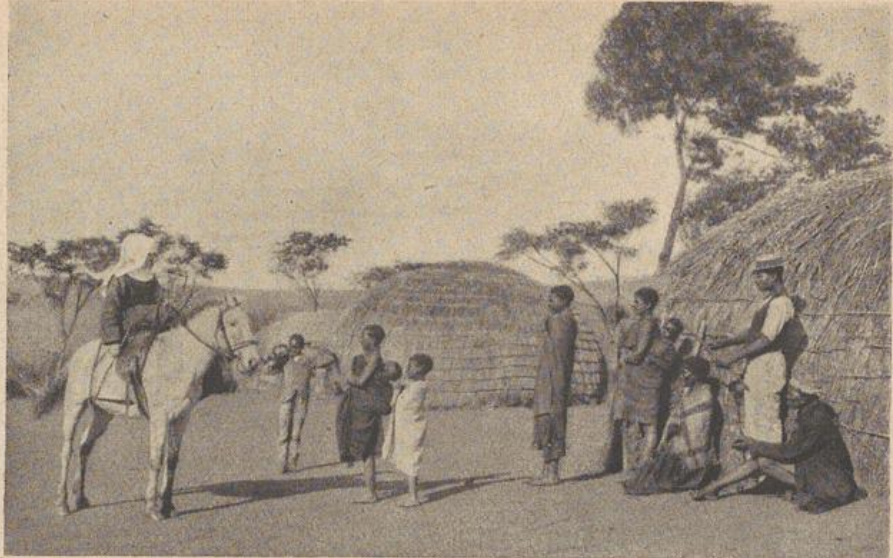
## F ü r d i e K i n d e r

### Die gehorsamen Täubchen

Wie? Was? ... so höre ich die Kinder fragen, können Tauben, einfältige Tauben, auch gehorsam oder ungehorsam sein? Da schneidet aber unsere alte Tante einmal auf. — Fehlgeschossen! Nichts übertrieben, wahre Tatsache wird hier aufgetischt. Nun, meine lieben, jungen Leser und Leserinnen, urteilt selbst über das, was ich euch jetzt „wahrheitsgetreu“, denn ich habe viele Augenzeugen dafür, erzähle. Man muß nur eine gute Beobachtungsgabe haben, und die Tiere in ihrem Tun und Verhalten verstehen, ihre Sprache, Töne, Gebärden studieren, das ist alles. Also: In unserem trauten Heim Rivungilo gibt's auch einen Taubenschlag, und zwar ist er ziemlich groß, oberhalb eines Schuppens errichtet. Er hat sogar Türen, Fensterlein, weiß und grün gestrichen, und ein kleine, für die Bewohner sehr bequeme Veranda von Naturholz. Allerliebste sah es aus, wenn die Täubchen so munter herum spazierten, wenn sie gurrend auf dem silberflimmernden Blechdach saßen, wenn sie durch die Fensterchen aus- und einflogen, so lustig und ungeniert, so frisch und frei. Ein freundlicher Nachbar, Mr. N. N., hatte der guten Schwester Oberin Ancilla, welche ihn von heftigen Zahnschmerzen erlöste, drei schöne junge Pärchen gebracht, und zwar diese kräftige graue Sorte, welche sich gar schnell in den Taubenschlag eingewöhnte, sich vollkommen sicher fühlte und sehr rasch vermehrte. In aller Frühe ließen sie ihr munteres Surren ertönen, und gar bald hatten sich diese Täubchen an den Lockruf der Afrikanatante gewöhnt, flogen ihr freundlich entgegen und begleiteten sie sogar bis zum Waldpfad, wenn sie den Rosenkranz betend auf und ab ging. Man muß sagen, diese schönen, grauen und grün-schillernden Tauben waren sehr gescheit, verstanden den bösen Geier zu täuschen, der gar oft über ihre Köpfe flog, und sich schnell zu verbergen. Genau wußten sie die Stunde der Fütterung, und wenn die alte Tante sie einmal zu vergessen schien, so holten sie sich dieselbe heraus, indem sie an ihres Stübchens Fenster flogen.

Aber, was war das? Eines Morgens wurde das grüne Türchen des Taubenschlages geöffnet und siehe da, keine einzige Taube ließ sich erblicken. Alles Ku-ku-ru-ku-Rufen war umsonst. Und als der schwarze Bursche hinauffstieg und hineinsah, lagen sie alle tot, mit durchgebissenem Halse auf der Diele in den Nestern herum. Nicht weniger als 29 Tauben waren in der Nacht, jedenfalls von irgendeinem Marder getötet worden. War das ein Jammer! Die lieben, so weichherzigen Kinderchen aus unserem Don-Bosko-Haus standen herum und klagten, liefen zur guten Mutter Provinzialin und erzählten ihr die schreckliche Mordgeschichte.





Ankunft der Schwester an der Katechetenselle.

PHOTO ARCHIV

Die alte Afrikatante, wie ihr euch denken könnt, war sprachlos, und der gute Bursche, welcher den Taubenschlag besorgte, war tief betrübt und holte sie alle heraus. Der Taubenschlag stand leer.

Freilich wurden sie für eine Mahlzeit verwendet, aber auf diese Art und Weise so meuchlings ermordet, schmeckten sie doch nicht.

(Schluß folgt.)

### Plaudereckchen

Meine lieben Kinder, nun hat das Plaudereckchen lange geschwiegen und mancher aus euren Reihen ist gewiß schon ungeduldig geworden. Wenn wir auch mitten in der ernstesten heiligen Fastenzeit stehen, wo wir viel Mitleid mit dem für uns leidenden Heiland haben sollen, so wollen wir uns doch ein kleines Plauderstündchen nicht versagen. Ich muß euch allen ja danken und sagen, wie sehr wir Schwestern uns hier in Neuenbeken gefreut haben über die Pakete Silberpapier und die vielen Briefchen, die dankbare Kinderhändchen geschrieben. Der kleine beherzte Freund Bernhard, der den Schwestern eine Freude machen wollte, hat einen guten Griff in die Sparbüchse getan und sendet uns das dabei Erhaschte. Der liebe Gott wird dir dieses Opfer lohnen, guter Bernhard. Manche in Güte spendende Hand legte noch sonstige Liebesgaben, recht weihnachtlich geschmückt und verpackt, den Paketen bei. Den Großen und den Kleinen dieser freudigen Spender ein inniges Vergelt's Gott.

Der Sendungen waren so viele, daß ich nicht weiß, ob ich sie noch alle aufzählen kann. Ich will es versuchen, und wer vergessen worden ist, möge denken, aus Liebe zum leidenden Heiland will ich mich freuen, im Verborgenen diese Gabe spenden zu dürfen.

Aus Breslau und Elbing kamen von unseren eifrigen Missionsfreunden zwei große Pakete an. Letztere haben ihre Silberschätze in aller schönster Weise geordnet, in kleine Päckchen zusammengelegt, das weiße, das bunte und das mit Papier behaftete schön für sich. Euch treuen Elbinger für diesen Liebesdienst ein extra inniges „Danke“. Ihr nehmt mir damit eine große Arbeit, denn gewiß habt ihr mehr Zeit dazu als ich und könnt leichter und schneller ein Paket in Ordnung bringen als ich die Unmasse all eurer Sendungen zusammen. Dem lieben, guten Großväterchen von der Saar ebenfalls einen extra herzlich gemeinten Dankesgruß, weil er das von seinen Enkelchen gesammelte Silber so



schön geordnet hat. Hoffentlich folgen jetzt alle meine Helfer und Helferinnen, welche, wie ich weiß, keine Arbeit scheuen, diesem Beispiele. Ferner liefern noch aus Wargolshausen, Leuber, Bochum, Paderborn, Mettlach, Bachem, Krefeld, Lügde, Neuenbeken, Telgte, Auersmacher, Herne, Gelsenkirchen, Holz, Darfeld und Frankfurt Sendungen ein. Innigen Dank. Beim lieben Gott wird keines eurer Opfer unbelohnt bleiben.

Nun muß ich euch allen noch eine Freudenbotschaft bringen. In eurem Missionsinteresse nehmt ihr ja teil an unsern Freuden und Leiden, nicht wahr? Die meisten unserer Helfer und Helferinnen sind auf unsern Weihnachtswunsch eingegangen und haben uns mehrere oder wenigstens einen neuen Abonnenten zugeführt. Sollte es aber in der Überfülle der Arbeit übersehen worden sein, daß einige die versprochene Überraschung als Belohnung nicht erhalten haben, so mögen selbige sich hier melden, mit Angabe ihrer genauen Adresse und der Zahl der dazugewonnenen Abonnenten. Wir werden dann sogleich das Versäumte nachholen. — Wie ich den Zeilen einer der eingegangenen Briefe entnehme, befindet sich eine kleine, beherzte, talentvolle Dichterin in euren Reihen. Eine kleine Probe dieser Dichtkunst von unserem lieben Kathrinchen lasse ich am Schlusse folgen. Vielleicht kommt dadurch noch manche aus euch dazu, die dichterische Ader fließen zu lassen. Gerne bin ich bereit, bei Einsendung in etwa passender Erzeugnisse selbige nach und nach ins Plauderstückchen mit hineinzunehmen. Nur gebt bitte euer Alter dazu an. Und nun, wer macht's unserem Kathrinchen nach?

Zum Schlusse möchte ich nicht versäumen, euch an den lieben großen hl. Josef zu erinnern. Obgleich sein Fest in die Fastenzeit fällt, so wollen wir ihn doch trotz seiner Verborgenheit nicht vergessen. Viele Heilige behaupten, daß St. Josef keine Bitte unerhört läßt. Versuchen wir es einmal und gedenken wir der Anliegen der hl. Kirche und der Missionen.

Wenn nun wieder das Plauderstückchen ist, dann werden Märzveilchen und Schneeglöckchen schon das Osterfest verkündigt und feierlichst eingeläutet haben. Dann gibt es nicht nur vom auferstandenen Heiland viele Gnaden, sondern auch für diejenigen, die in der Fastenzeit brav waren, ein dickes Osterei.

Beides wünschen euch, meine lieben Missionsfreunde, von ganzem Herzen  
Die Missionschwester vom kostbaren Blut.

Nun wollen wir das Kathrinchen aus W. noch zu uns sprechen lassen:

### Verzage nicht, Seele!

Wenn des Schiffleins Wellen sich türmen,  
Wenn des Satans Sendlinge dich stürmen,  
Verzage nicht, Seele!  
Sag an, was gebriecht,  
Und flehe mit kindlicher Zuversicht  
Zu Gott! der dir hilft in jeder Not,  
Wenn treu befolgst du sein Gebot! —  
Dann strömt vom göttlichen Thron,  
Ein unübersehbarer Gnadenstrom!  
Dann jub'le, o Seele, in heiliger Freude,  
Denn Heil ward zuteil deinem Herzen heute!

R. E., W.



Heinz Steckenborn, Elgermühle



## Herzlichen Dank

Allen lieben Abonnenten, die im vergangenen Monat ihren Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

## Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut gewinnen können: Vom 15. März bis zum 15. April: 1. Am Feste des hl. Josef am 19. März. 2. Am Feste Mariä Verkündigung am 25. März. 3. Am Feste des Wunders des hl. Blutes zu St. Maria in Vado zu Ferrara am 28. März. An allen Freitagen des März. 5. Am Gründonnerstag und Karfreitag. 6. Am hl. Ostertage.

## Goldkorn

für die Mitglieder der Erzbruderschaft: O barmherziger Jesu! Du hast am Kreuze gesagt: Vater, vergib ihnen, vergib also auch mir meine Sünden und gib mir ein verfühliches Herz, damit ich um deiner Liebe willen allen denen vollkommen verzeihe, die mich jemals beleidigt haben.

## Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten, des hochw. Herrn Pfarrer Deiters, Wettringen, Herrn Nik. Brust, Waldesch, Vater unserer lieben Schwester Nicolina, Herrn Hilger Salz, Strauscheid, und Herrn Viktor Elsbett aus Salz, und bittet um ein inniges Gedenken für diese lieben Verstorbenen beim hl. Messopfer. R. i. P.



**Zeitung**  
gelesen—  
dabei  
gewesen!

Wer Zeitung liest,  
ist stets im Bilde,  
und wer Bescheid  
weiß, hat Erfolg!